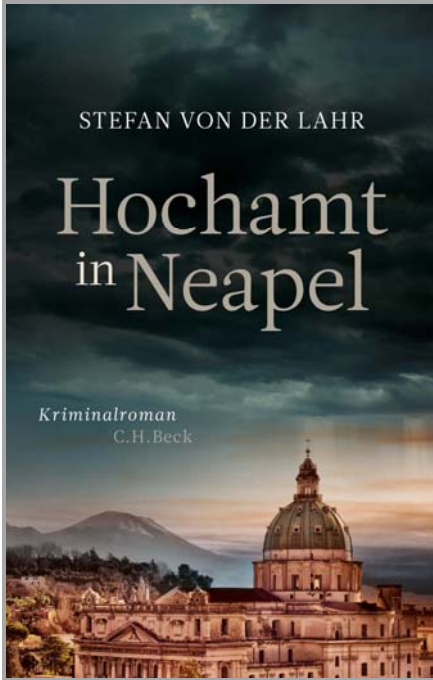


Unverkäufliche Leseprobe



Stefan von der Lahr
Hochamt in Neapel

2019. 365 S.
ISBN 978-3-406-731333-4

Weitere Informationen finden Sie hier:
<https://www.chbeck.de/26682890>

© Verlag C.H.Beck oHG, München

Stefan von der Lahr

Hochamt in Neapel

Kriminalroman

C.H.Beck

© Verlag C.H.Beck oHG, München 2019
Umschlaggestaltung: Geviert, Grafik & Typografie, Christian Otto
Umschlagabbildung: Neapel, Capodimonte und Basilica dell'Incoronata Madre
del Buon Consiglio © 2017 Antonio Busiello / Getty Images
Satz: Fotosatz Amann, Memmingen
Druck und Bindung: CPI-Books, Ulm
Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier
(hergestellt aus chlorfrei gebleichtem Zellstoff)
Printed in Germany
ISBN 978 3 406 73133 4

www.chbeck.de

Für Eike, Klaus und Raimund

Die meisten fremdsprachigen Formulierungen und Spezialbegriffe sind im Anhang übersetzt beziehungsweise erklärt. Ebenso finden sich dort Erläuterungen zu einigen historischen Persönlichkeiten und Ereignissen.

Prolog

The vices of mankind are active and able ministers of depopulation.

THOMAS ROBERT MALTHUS

ESSAY ON THE PRINCIPLE OF POPULATION (1798)

Neapel, 1. August, morgens

Die Glut eines endlosen Sommers lastete auf den Dächern Neapels. Wenn abends ein Windhauch vom Meer zum Vesuv zog, schien er das Gewirr der Gassen in der Altstadt zu scheuen. So hatte nicht einmal die Nacht den Menschen in den Armenvierteln Erleichterung gebracht, als sich am Morgen des 1. August die Sonne über den Capodimonte schob. Zu dieser Stunde liefen entlang der Via Posillipo bereits die Rasensprenger und sorgten dafür, dass das Grün in den Parks der besseren Gesellschaft nicht verdorrte.

In einer der Villen mit ungestörtem Zugang zum Meer residierte Wladimir Ignatjewitsch Pudanitschow. Der Oligarch war der jüngste Spross einer Diplomatenfamilie der alten Nomenklatura. Seine Karriere hatte er noch als Ingenieur eines staatlichen Ölkonzerns in der zerfallenden Sowjetunion begonnen. Er erkannte bald, dass sich das System nie mehr erholen würde. Also streifte er den Werkstattmantel des Sowjetmenschen ab, schlüpfte in den Anzug des Kapitalisten und erfreute sich als einer der ersten Privatunternehmer beachtlicher Erfolge im Geschäft mit der Petrochemie. Die Segnungen der russischen Schattenwirtschaft und ein sicheres Gespür für aussichtsreiche Investitionen in Rüstungs-

güter und Immobilien ließen ihn in den folgenden Jahren zum milliardenschweren Tycoon aufsteigen.

Er war stets darauf bedacht, weder der politischen Führung noch den vaterländischen Geheimdiensten ins Gehege zu kommen, sondern ihnen im Gegenteil, wo immer möglich, gefällig zu sein. Doch zu Beginn des letzten Jahrzehnts war es zu ein paar heiklen Situationen in seinem Privatleben gekommen. Man hatte ihm daraufhin unmissverständlich nahegelegt, sich einen neuen Lebensmittelpunkt außerhalb Russlands zu suchen und nur noch in gebotener Diskretion zu unabweislichen Geschäftsterminen zurückzukehren. Diese Form der Verabschiedung hatte Wladimir Ignatjewitsch verletzt. Aber er hatte sich gefügt und war an den Golf von Neapel gezogen. Dort genoss er die Liberalität der alten Metropole, die in den Jahrtausenden ihres Bestehens genug Unausprechliches erlebt hatte, so dass ihm dort niemand Unannehmlichkeiten bereitere, wenn er seinen kleinen Freuden nachhing.

Eine umfassende Bildung, die man ihm auf den Eliteschulen der Führungskader hatte angeeignet lassen, Gewandtheit im Umgang und eine nachgerade sprichwörtliche Großzügigkeit öffneten ihm in Neapel die Türen zu den besten Kreisen. Man nahm den charmanten Russen, dessen Italienisch in so köstlichem Kontrast zu seinem Petersburger Akzent stand, mit offenen Armen auf – gerade so, wie man seit dem späten achtzehnten Jahrhundert russische Adlige auf ihrer Grand Tour in Kampanien willkommen heißen hatte.

Tagsüber vermisste Wladimir Ignatjewitsch die alte Heimat kaum. Aber wenn die langen Nächte zu Ende gingen, die er gern mit Freunden auf seiner Einhundertzwanzig-Meter-Yacht *Anna Pawlowna* verbrachte, die er auf den Namen der unvergessenen Primaballerina getauft hatte, weinte er manchmal. Dann dachte er an den Newski-Prospekt, und es stiegen Bilder vor ihm auf, wie er einst mit den Gefährten seiner Jugendzeit den Sonnenaufgang erwartet hatte. Während der neue Tag heraufzog und ihre lachenden Gesichter vom Frost und vom Wodka gerötet waren, hatte sich ihr Atem in kleine Dampfwolken verwandelt. Doch egal, wie

kalt es war – niemals waren sie ins Lenin-Internat zurückgekehrt, bevor nicht das Eis auf der Newa im ersten Licht zu glitzern begann.

An diesem Augustmorgen spürte Wladimir Ignatjewitsch die ihn umgebende Wärme kaum. In seinem Innern war es kalt geblieben, nachdem er die Chiesa Andrea Apostolo verlassen hatte. Er konnte sich noch gut erinnern, wie das im Volksmund Santa Maria del Ben Morire genannte Gotteshaus mit Billigung des Papstes an die Russisch-Orthodoxe Kirche des Patriarchats von Moskau übertragen worden war. Aber er hatte auch nicht vergessen, dass es die Orthodoxen waren, die ihn mit allerhöchster politischer Unterstützung aus der Heimat vertrieben hatten. Glaube und Religion spielten für ihn keine Rolle. Doch zog es ihn immer wieder in die ein wenig abseits gelegene Kirche, wo er wenigstens die Sprache der Kindheit hören und sie im Wechselgesang mit dem Popen auch sprechen konnte. So ging er gedankenverloren die Via Antonio Tari hinunter, bis er zu einer kleinen Bar gelangte, wo er, wie so oft, frühstücken wollte.

Er blätterte in einer Zeitung, als ein Schatten auf die Seiten fiel, der eine seltsame Form hatte – fast wie ein ... Er fuhr herum, und ein groß gewachsener, schlanker Mann lächelte ihn an.

«Mogu li ya k Vam prisoyedinit'sya, tovarischtsch Pudanitsov?»

«Sie sind kein Russe.»

«Stimmt – aber ich kann problemlos nach Russland reisen. Das kann nicht jeder von sich sagen.»

Pudanitschow musterte den Fremden, dessen dreiste Anspielung ihn wütend machte.

«Ich lege keinen Wert auf Ihre Gesellschaft. Guten Tag!»

«Zu schade. So entgeht dem Geschäftsmann Pudanitschow ein Angebot, das ihn in die alte Heimat hätte zurückbringen können. Guten Tag!»

Der Fremde wandte sich zum Gehen.

«Was für Geschäfte treiben Sie?»

«Export.»

«Und womit handeln Sie?»

«Freiheit und Demokratie.»

Pudanitschow machte eine wegwerfende Handbewegung.

«Dabei springt nicht viel raus.»

Der andere lachte.

«Sagen Sie das nicht!»

«Was wollen Sie?»

«Man hat Sie schlecht behandelt, obwohl Sie Mütterchen Russland immer ein guter Sohn waren.»

«Das weiß niemand besser als ich. Setzen Sie sich!»

«Und doch hat Ihr Präsident Ihnen den Stuhl vor die Tür gestellt. Immerhin durften Sie in die Sonne ausreisen. Bei anderen hat man solche Situationen genutzt, um sie in die Uranbergwerke zu schicken.»

«Was wollen Sie?!»

«Wissen Sie eigentlich, dass das damals eine ganz knappe Entscheidung gegen Sie war? Sie hatten mächtige Fürsprecher im Kreml. Hätte nicht der Präsident Angst vor einem Skandal so kurz vor den Wahlen gehabt, dann hätten Sie sehr wahrscheinlich bleiben können. Aber nun hat er sich festgelegt – als guter Sohn der Kirche, oder sagen wir: als einer, dem es wichtig ist, dass die Öffentlichkeit ihn in Harmonie mit der Kirche sieht. Einer, der sich sogar bekreuzigt, wenn er kalt badet. Also müssen Sie draußen bleiben. Wenn er weg wäre ...»

«Sie reden dummes Zeug! Sie wissen so gut wie ich, dass er ein System gefunden hat, wie er noch zwanzig Jahre Präsident bleiben kann. Immer im Wechsel mit dem Ministerpräsidenten.»

«Ein Ministerpräsident, der in der entscheidenden Sitzung auf Ihrer Seite gestanden hat. Wenn er Präsident würde ...»

«... würde er sich trotzdem nie gegen ...»

«Da haben Sie recht! Er würde sich nie gegen den wahren Machthaber stellen – solange der lebt.»

«Mein Herr, ich weiß nicht, woher Sie all diese Informationen haben. Es interessiert mich auch nicht. Sie haben jedenfalls keine Ahnung, wovon Sie sprechen. Es gibt keinen Menschen auf dem ganzen Planeten, der besser geschützt wäre als ...»

«Aber Towarischtsch Pudanitschow – Sie sind doch sonst ein risikofreudiger Mann! Wir beobachten Sie schon seit zwei Jahren. Doch machen Sie sich keine Sorgen! Wir wollen Ihre Geschäfte nicht stören. Ganz im Gegenteil: Sie sind genau der Richtige für uns. Aber Sie sollen auch für uns einmal das Richtige an die richtige Stelle transportieren.»

«Wer sind Sie?»

«Ein Feind Ihres Feindes.»

Pudanitschow legte die Zeitung beiseite.

«Den Feind glaube ich Ihnen sofort. Freunde hat jemand wie Sie nicht.»

«Wir haben keine Freunde. Wir haben Interessen.»

«Dann erzählen Sie mal von Ihren Interessen!»

Kapitel 1 – Der Unfall



Rom, 3. September, Mitternacht

Alle Römer, die es irgendwie einrichten konnten, hatten die Stadt verlassen und verbrachten mit ihren Familien den Urlaub am Meer. So war um diese Zeit der Verkehr auf den Straßen einigermaßen erträglich. Salvatore Graziano schlenderte grinsend zum Wagen, an dessen Steuer sein Kollege saß. Er wusste, was ihn erwartete. Herzhaft biss er noch einmal in den Burger und schlenkerte kokett die Papiertüte, in die man ihm bei McDonald's an der Piazza Annibaliano sein spätes Abendessen eingepackt hatte.

Sovrintendente Gennaro di Lauro war Vegetarier und ein Verfechter der Slow-Food-Bewegung. Er ließ keine Gelegenheit aus, den älteren Ispettore wegen dessen barbarischer Ernährungsgewohnheiten zu verhöhnen. Graziano genoss ihre Kabbeleien – und selbst wenn sein Hunger gar nicht so groß gewesen wäre, hätte er schon allein aus diesem Grund di Lauro auf dem Heimweg vom Präsidium zu seiner Wohnung gebeten, noch einmal bei dem Fast-Food-Schuppen zu halten. Di Lauro sah ihn im Rückspiegel kommen und zog die Augenbrauen hoch. Er hatte am Mittelstreifen der Viale Eritrea unter einem der halb verdursteten Bäume geparkt, die sich zur Parodie einer Allee aufreichten. Graziano hatte die Tür des Alfa noch nicht richtig geöffnet, als der Sovrintendente loslegte.

«Wie geht's denn deinem Cholesterin?»

«Hmmm – göttlich!»

«Und was hast du für die Pampe da bezahlt?»

«Ooh – und erst diese Mayonnaise! Guck mal, sogar mit Gürkchen – für die Veganer! Hier, halt doch mal ...!»

Er drückte di Lauro den Burger in die Hand. Der ließ diese Zumutung über sich ergehen, während Graziano aus seiner Papier-tüte eine Cola angelte. Nachdem er ein paar Schlucke genommen hatte, reichte er sie seinem Kollegen.

«Trink! Ist eiskalt! Einfach köstlich ... Na? Dann eben nicht.»

«Gib her!»

Di Lauro setzte die Cola an und leerte sie in einem Zug, ehe er mit unbewegter Miene dem verdutzten Graziano den leeren Becher zurückgab.

«Aber wieso ... du sagst doch immer, Cola sei ...»

Graziano schaute erst in den leeren Becher und dann in das Gesicht seines Kollegen, dessen Mundwinkel zuckten. Ein paar Sekunden später begannen beide zu lachen, und sie lachten, bis das Auto wackelte und ihnen die Tränen über die Wangen liefen.

«Schau dir mal diesen Idioten da vorn an!»

Graziano war mit einem Mal ernst geworden, während di Lauro noch nach Atem rang.

«Was macht der denn? Der ist doch viel zu schnell. – Und da ist einer auf dem Zebrastreifen!»

Der dumpfe Aufschlag war selbst in dem Polizeiwagen noch zu hören. Doch der Lieferwagen, der sein Opfer weit durch die Luft geschleudert hatte, bremste nicht, sondern beschleunigte und zog leicht hinüber zum Mittelstreifen, so dass er mit dem linken Reifen das Opfer überrollte und die Polizisten das Geräusch brechender Knochen vernahmen.

Mit quietschenden Reifen jagte di Lauro aus der Parkbucht.

«Du kümmerst dich um den Verletzten! Ich bleib an dem Schwein dran.»

Zwei Sekunden später stoppte er neben dem verdrehten, blutüberströmten Körper. Graziano sprang aus dem Wagen, während di Lauro das Gaspedal durchtrat, das Blaulicht aufs Dach klemmte und die Zentrale alarmierte.

«Fahrerflucht auf der Viale Eritrea zwischen der Piazza Annibaliano und der Via Sirte. Ein Schwerverletzter. Ein Kollege ist bei ihm. Schickt einen Rettungswagen! Unfallverursacher mit hoher Geschwindigkeit unterwegs in Richtung Viale Libia. Ein grauer Lieferwagen, ein ... FIAT DUCATO MAXI 120 XL, römisches Kennzeichen, genaue Nummer folgt.»

Während di Lauro den Fahrer über Lautsprecher aufforderte, sofort anzuhalten, sah er, wie der Abstand zwischen ihm und dem Lieferwagen immer größer wurde. Inzwischen hatte der FIAT längst die Viale Libia erreicht und raste auf die Brücke zu, die die Tangenziale Est überquerte. Mit halbsprecherischen Manövern überholte er Busse und Autos. Bremsen quietschten, Passanten sprangen zur Seite. Eine Vespafahrerin, die an der Piazza Gimma um eine Verkehrsinsel kurven wollte, rettete sich im letzten Moment, indem sie in einen Busch auf der kleinen Grünfläche fuhr, die sonst nur Hunde aus der Nachbarschaft aufsuchten. Keine rote Ampel und keine Kreuzung ließen den Amokfahrer langsamer werden. Es war ihm offensichtlich nicht nur gleichgültig, ob er andere umbrachte, sondern auch, ob er selbst überlebte. Für di Lauro war es schwer, sich nicht abhängen zu lassen, ohne noch mehr Menschen in Gefahr zu bringen. Dann meldete die Zentrale, dass Verstärkung unterwegs sei. Wenn der FIAT weiter Richtung Norden fuhr und auf die Via delle Valli zuhielt, würden ihn vier Streifenwagen der Carabinieri mit einer Straßensperre an der Kreuzung Via Conca d'Oro erwarten. Bei dieser Geschwindigkeit konnte der FIAT sowieso nicht abbiegen. Alle Straßen mündeten in rechten Winkeln ein, so dass jeder Versuch, die Fahrtrichtung zu ändern, damit enden musste, dass sich der Wagen überschlug. Di Lauro warnte die Kollegen, dass der Fahrer möglicherweise irgendetwas Verrücktes unternehmen würde und sie deshalb nicht bei den Fahrzeugen bleiben sollten, mit denen sie die Straße blockiert hatten. Ihm sei alles zuzutrauen. Die Via delle Valli war kilometerlang und schnurgerade; jetzt wurde sie zur Rennstrecke. Was ging in diesem Mann vor, der mit Hundertfünfzig durch die Stadt jagte? Glaubte er, sie würden ihn einfach davonkommen las-

sen, wenn nur seine Geschwindigkeit hoch genug wäre? Dann sah di Lauro in der Ferne blau-weiße Lichtblitze. Das musste die Straßensperre sein. Der andere hatte sie ebenfalls gesehen. Für eine Sekunde ging er vom Gas. Nochmals die Lautsprecherdurchsage, sofort anzuhalten. Dann beschleunigte der FIAT wieder, und der Fahrer zog den Wagen so weit nach links wie nur möglich – gerade noch, ohne den hochbetonierten Mittelstreifen zu berühren. Als di Lauro das sah, begriff er, worauf der andere spekulierte, aber ein Blick auf den Tacho sagte ihm, dass dieser Plan scheitern musste: Kurz vor der Kreuzung kam eine ESSO-Tankstelle; er würde versuchen, in einem weiten Bogen nach rechts zu ziehen, schräg über deren Hof zu rasen, um so die Straßensperre zu umgehen und in die Via Conca d’Oro zu entkommen.

«Hier spricht die Polizei! Fahren Sie rechts ran! Hier spricht die Polizei!»

Keine Reaktion. Di Lauro hoffte, dass keine Kundschaft mehr auf dem Hof der Tankstelle sein würde, als der FIAT das Manöver begann. Der Fahrer hatte einen möglichst stumpfen Winkel gewählt, und es gelang ihm tatsächlich, dem letzten Baum vor der Tankstelleneinfahrt zu entgehen. Aber mit dem rechten Vorderreifen erwischte er den Randstein. Der war gar nicht besonders hoch, doch bei diesem Tempo wirkte er wie eine Startrampe. Der Transporter hob ab, flog durch die Luft, drehte sich um seine Längsachse und krachte in die große Säule mit der Leuchtreklame. Sie erlosch von einer Sekunde auf die andere. Dann zerbarst der ganze Aufbau unter der Wucht des Aufpralls. Betonstützen, Metallstreben und Plastiksplitter flogen durch die Luft. Der FIAT überschlug sich noch einmal und noch einmal. Seine Scheiben platzten, und schließlich blieb das Wrack in der Ausfahrt der Tankstelle auf seinen vier zerfetzten Reifen stehen. Die Hupe musste sich verklemmt haben und plärrte erbarmungslos in die Nacht. Kurz darauf stand di Lauro neben dem Wagen und beugte sich durch die Reste des Fensters auf der Fahrerseite. Es dauerte ein paar Sekunden, bis er begriff, dass die unförmige Masse, auf die er schaute, einmal ein Gesicht gewesen sein musste. Aus dem

seltsam verzerrten kahlen Schädel, der auf dem Lenker lag und die Hupe in Gang hielt, starrte ihn ein Paar leere, blutige Augenhöhlen an.

Rom, 4. September, vormittags

Commissario Capo Vincenzo Bariello las die Berichte der vorangegangenen Nacht. Er griff zum Telefon und ließ Graziano und di Lauro zu sich kommen. Ein paar Minuten später saßen seine übernachtigten Kollegen auf ein paar alten Bürostühlen vor ihm.

«Was war da draußen los auf der Viale Eritrea? Ihr seid ja nah genug dran gewesen.»

Graziano zuckte mit den Schultern.

«Genaueres wissen wir noch nicht. Zuerst sah es so aus, als ob einer im Suff einen Fußgänger über den Haufen fährt. Dann hat er ihn aber noch mal gezielt überfahren. So was habe ich noch nie gesehen. Gennaro ist an dem Typen drangeblieben, und ich hab mich um den Verletzten gekümmert. Nichts mehr zu machen. Zwei Minuten später war der Notarzt da. Der hat nicht mal mehr versucht, den Mann zu reanimieren.»

«Und du bist hinter ihm hergefahren?»

«Das reinste Harakiri, was der veranstaltet hat! Ein Wunder, dass er sonst niemanden erwischt hat.»

«Wisst ihr, wer die beiden Toten sind?»

Der Ispettore deutete auf eine Plastikhülle, die er auf den Schreibtisch von Commissario Bariello gelegt hatte und in der ein Ausweis steckte.

«Das Opfer heißt Agostino Foresta. Er wohnt keine zweihundert Meter vom Unfallort entfernt. ‹Tatort› trifft die Sache wohl besser. Er war in der Nähe in einer Trattoria. Da geht er öfter abends hin. Die Leute wissen aber nicht viel über ihn – war kein geselliger Mann: alleinstehend, kleiner Zollbeamter. Seine Vermieter, die im selben Haus wohnen, sagen, dass er nie Besuch bekam.»

«Irgendein Hinweis darauf, dass ihn jemand umbringen wollte?»

«Bis jetzt nicht. Heute Nacht war es zu spät für eine Untersu-

chung. Hab nur seine Wohnung versiegelt. Aber jetzt habe ich den Schlüssel. Kommst du mit?»

«Denke schon. Und bei dir? Wer ist der Fahrer?»

«Fehlanzeige. Keine Papiere. So wie der aussieht, hilft auch kein Fahndungsfoto. Er liegt in der Gerichtsmedizin. Die ziehen alle Register, um rauszufinden, wer das ist. – Zähne, DNA ... das volle Programm.»

«Das Auto ...?»

«FIAT DUCATO MAXI. Die Spurensicherung hat die Fahrgestellnummer und schickt sie durch den Computer. Genauso das Kennzeichen. Die Motorizzazione Civile sagt uns gleich, wem der gehört.»

«Gut. Dann schauen wir uns mal die Wohnung an.»

Rom, 4. September, mittags

Als die Polizisten eine halbe Stunde später die Siegel von der Wohnungstür in der Viale Eritrea abrissen und aufsperrten, wussten sie, dass sie zu spät gekommen waren. Schon im Flur herrschte ein Chaos aus umgeworfenen Regalen. Der Rest der Wohnung war regelrecht zerlegt worden. Schubladen lagen auf dem Boden, die Matratze war aufgeschlitzt, die Füllung aus allen Kissen herausgerissen, die Lampenschalen zerschlagen, Bilder und Spiegel zertrümmert.

«So ganz ohne Bekannte scheint Foresta doch nicht gewesen zu sein. Irgendetwas hat er jedenfalls gehabt, wofür sich jemand interessiert hat.»

«Verdammt! Ich hätte gleich in die Wohnung gehen müssen.»

«Salvatore! Dein Siegel war unversehrt. Die waren schon wieder weg, als du vor der Tür standest. Wie sieht denn das Schloss aus?»

Die drei Polizisten musterten den Schließzylinder im Licht einer kleinen LED-Lampe, die Bariello am Schlüsselbund trug.

«Da ist nicht mal ein Kratzer dran. Die hat ein Profi aufgemacht. Fragt sich nur, ob er gefunden hat, wonach er suchte.»

«Jedenfalls hat er ganze Arbeit geleistet. Das muss doch jemand gehört haben.»

«Schick Gaspare und die Indagini Forensi hier durch, Salvatore! Ich glaub's zwar nicht, aber vielleicht findet sich noch irgendeine Spur.»

Kurz darauf klingelten sie bei Forestas Nachbarn. Sie wollten schon wieder gehen, als di Lauro das Ohr an die Tür legte.

«Da ist doch jemand drin. Hallo! Polizia di Stato! Aufmachen! Hallo!»

Er klopfte energisch. Es verging eine halbe Minute, bis ein alter Mann öffnete.

«Oh, Polizia!»

Der Alte schaute eher neugierig als verstört auf di Lauros Ausweis.

«Hatten Sie schon mal geläutet? Ich bin schwerhörig ... und mit dem Hörgerät ...»

Er machte eine resignierte Handbewegung.

«Bitte verzeihen Sie, Signor ...?»

«Bocconcello, Ugo Bocconcello.»

Bariello sprach nun lauter, während der Mann ihm den Kopf entgegenstreckte.

«Ich bin Commissario Bariello. Meine Kollegen. Haben Sie gehört, was gestern Nacht mit Signor Foresta geschehen ist?»

«Sicher, sicher – der Ärmste! Signora Tedesca aus dem kleinen Alimentari bringt mir immer meine Sachen und hat's mir erzählt. Schrecklich – wird hier vor dem Haus überfahren.»

«Kannten Sie ihn?»

«Wie bitte?»

«Ob Sie ihn kannten – Signor Foresta!»

«Nein. War nicht sehr gesprächig. Wir haben uns begrüßt; mehr nicht. Aber einmal ...» Signor Bocconcello kniff ein Auge zu und deutete auf eine Klappe über ihnen, die sie bis jetzt nicht bemerkt hatten. «Hier oben! Wissen Sie, was er hier oben hat? Da kommen Sie nicht drauf.»

«Sicher nicht, Signor Bocconcello. Sagen Sie es uns!»

«Eine Eisenbahn! Einmal hab ich ihn hier vor der Tür getroffen.»

Er kam gerade mit einer großen Tüte aus dem Modellbauladen nebenan. Ist ganz rot geworden. Ich hab ihm gesagt, das ist doch nicht schlimm. Aber ihm war's peinlich. Hat mir erzählt, er hat den Speicher für seine Eisenbahn gemietet. Mich hat das nicht gestört. Ich hör sowieso nicht, wenn da oben einer rumläuft.»

«Haben Sie gestern Nacht irgendetwas Ungewöhnliches bemerkt?»

«Ob ich was bemerkt habe?»

«Einen Fremden? Gestern Abend.»

«Nein, ich geh um acht ins Bett; dann bekomm ich nichts mehr mit bis morgens.»

«Danke, Signor Bocconcello! Sie haben uns sehr geholfen.»

In der Wohnung des Toten brauchten die Polizisten nicht lange zu suchen. An der Garderobe hing ein Stock mit Haken für die Speicherklappe. Bariello trat vor die Tür und angelte damit nach der kleinen Öse am Plafond, und gleich darauf kam ihm eine wacklige Ausziehleiter entgegen. Er war kaum mit den Schultern im Halbdunkel der Luke verschwunden, als die beiden anderen einen Pfiff hörten.

«Das müsst ihr euch ansehen!»

Als Graziano und di Lauro auf dem Dachboden standen, flammte das Deckenlicht auf, und vor ihnen breitete sich die größte Modell-eisenbahn aus, die sie jemals gesehen hatten: Bahnhöfe, Lokschuppen, Drehscheiben, Dampfmaschinen, kleine Dörfer mit Kirchen und Bauernhäusern, Viehweiden, Bäume, Hügel, Tunnel, Straßen, Gleise, Schranken, Signalanlagen und Züge – manche mit Dampflokomotiven, andere mit Dieselloks, aber auch ultramoderne Schnellzüge vom Typ ETR 1000 Frecciarossa. Neben der ganzen Pracht, die das Dachgeschoss ausfüllte, stand ein großes Schaltpult mit Trafos, Hebeln, Leuchtdioden und einer eindrucksvollen Signalklingel aus einem alten Schrankenwärterhaus. An der Wand hing ein gewaltiger Gleisplan, und davor stand ein moderner Bürossessel, auf dem das Kursbuch mit sämtlichen Verbindungen der Ferrovie dello Stato Italiane und zuoberst die Mütze eines Bahnhofsvorstehers mit der Aufschrift *Vesuvio-Bayard 1839* lagen.

So würde sich vielleicht ein Kind das Spielzimmer des Babbo Natale vorstellen. Die Männer brachten vor Staunen eine ganze Weile kein Wort heraus. Schließlich brach Graziano das Schweigen.

«Das muss mein Paolo sehen.»

Bariello schaute den Ispettore fragend an.

«Vincenzo, ich möchte, dass mein Kleiner einmal hier rauf darf, ehe wir das alles auseinandernehmen. Wir stehen dauernd vor dem Geschäft mit den Eisenbahnen. Er ist gar nicht mehr von da wegzubringen. Es vergeht kein Tag, an dem er nicht eine neue Lok, einen neuen Wagen oder wenigstens ein neues Häuschen für seine Eisenbahn will. Du weißt ja, wie teuer so was ist ...»

Bariello nickte.

«Klar. Aber du hast recht. Das ist ein teures Hobby. Was hier steht, das hat ... keine Ahnung ... Tausende gekostet. Was war dieser Foresta noch mal? Zollbeamter? Was verdient man so beim Zoll? Gennaro, bring doch mal den Inhaber von diesem Modellbauladen her! Der soll mal überschlagen, was das hier ungefähr wert ist. Und du, Salvatore, hol deinen Paolo! Ich bleibe so lange hier.»

[...]

Mehr Informationen zu [diesem](#) und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de